



wecheln mit düstern Tannenwäldern, bepflanzten und eben Bergen, Wiesen, Saafeldern, Weingärten ab. Kein Fluß, der Rhein ausgenommen, hat so viele Ruinen und Trümmer von alten Burgen, Kapellen und Klöstern aufzuweisen als die Donau. Viele von ihnen sind so alt, daß das Gemäuer mit dem grauen Felsen zu einer Masse zusammengewittert ist. Wenn das Schiff zwischen hohen, sich gegeneinander neigenden engen Felsenmauern dahin gleitet und der enge Raum das trübe Gewässer in noch dunklere Schatteln legt, wenn in der lauschenden Stille nur das Rauschen der Wellen hörbar wird und das Schiff dann mit Blitesschnelle in offenes Gewässer schießt und lachende Fluren links und rechts das Auge erfreuen, so glaubt man aus einem schreckhaften Traume zu erwachen, so auffallend sind die Kontraste zwischen Licht und Schatten, Ernst und Milde, Dede und Fülle. Diese an sich schon reiche Abwechslung wird durch Städte, Dörfer, Weiler, Heiligenbilder, Kreuztische, Einsiedeleien zur höchsten Mannichfaltigkeit gestaltet.

Der an sich schwermüthige Charakter der Donau wird durch die auf ihr getriebene Schifffahrt nicht erheitert. Kein Donauschiff führt ein Segel, was jedem todtten Gewässer sogar Leben verleiht und Mannichfaltigkeit in die einödrige Oberfläche bringt. Die einsamen, geruberten oder nur hinabgeleiteten fahrgelagten gleiten menschenleeren Schiffswänden gleich dahin, während diejenigen, welche stromaufwärts gehen, von Pferden gezogen werden. Diese armen Thiere müssen mit der ganzen Kraft ihres Körpers arbeiten und dabei haben sie oft das unwegsame Geklapp zu überstehen. Wenn ein so eingezogener Saal fällt, so kann er das ganze, gewöhnlich aus zwanzig Pferden bestehende Gespann mit sich hinaus in den Strom reißen. Trifft solch ein Unfall ein, oder reißt auch nur das Zugtau, dann geht das Schiff mit einer solchen Gewalt zurück, daß es an einer Felsenwand zertrümmert oder in einem Strudel begraben wird.

Ein Anblick aber, vor dem die Menschheit erschrickt, ist ein von Menschen aufwärts gezogenes Donauschiff, eine Einrichtung, welche dem Kaiser Joseph II. zu verdanken ist. Ein von Menschen gezogenes Donauschiff ist ein so trauriges Schauspiel, daß ein mit dem Rüdern jedes fertiggeborenen Henterszucht davor die Augen zudrücken würde. Eine lange Schaar blaugrauer, von Hunger und Glend verunstalteter Menschen, mit Lumpen bedekt, von welchen die halbtarren Lappen durch die angeschwundenen Ketten weggehüpft sind. Das scharfe Eisen hat sich in rothe Fleisch hineingezagt und Geschwüre aufgeklüft, von denen Blut und Eiter herabströmen. Ein Hetschhund von Ausseher bellt nebenher und peitscht die erschöpfte Natur mit der kältesten Grausamkeit beim Niederstürzen wieder auf, bis die letzte Kraft entflieht und der mittelbare Tod die gequälte Kreatur ersticht. Gewöhnlich ist der letzte Schritt auch der letzte Absehung dieser gemarterten Menschen und der nackten Felsen ihr Sterbelager. Die meisten bleiben da, wo der Sand am tiefsten ist, liegen und werden ein Fraß der Geier und Raben, bis die durch Regenröste angeschwollenen Wellen der Donau die halbvergehrten Leichname erreichen und hinwegschwemmen.

Die auf den hinabfahrenden Donauschiffen angeschmiedeten,

zum Rüdern verdamnten Gefangenen haben kein erträglicheres Schicksal. Am Tage verschmachten sie in der Sonnenhitze unter der Wüßhal der Arbeit, nachts deut sie nichts als der Himmel, und die Nächte auf dem großen Fluße sind kalt. Halberstimmtes Brot und schmüßiges Donauwasser sind die einzigen Erquickungen, den einen Tag wie den andern. Keine mittelbare Seele darf ihnen ein Almosen, ein Kohlen, eine Arznei reichen, der Kaiser hat es aufs strengste unteragt. Strickt einer auf der Fahrt von Wien bis Semlin, so darf seine Leiche nicht eher losgeschloffen werden, bis das Schiff an dem Orte seiner Bestimmung anlangt; der Todte muß zwischen den Leibern, an der Seite derer, mit denen er zusammengehiedet ist, bis dahin ungeführt verweilen. Joseph! Joseph! ruft hier v. Heß aus, wenn die Schatten dieser aus der Welt Gemarterten im Orkus deinem schon in diesem Leben entmenschten Geiste den Bruderhuh geben, wie die Bürger einer besseren Welt, wo alles frei, gleich, gut ist, wo der lümbige Mensch nicht mehr von der noch sünbigeren Majestät zertruten wird, dann wirst du vergebens deine Hüftengröße vermuthen, die dir erlauchte, solche Dualen, die dein harter Geist erkennen, an deinen gefallenen Mitmenschen zu üben.

Sein menschenrüdlicher Nachfolger Leopold hat diese die Menschheit bedämpfende Strafe eingeschränkt. Schon als Herzog von Toscana gab er eine milde, weiße Kriminalverfassung, die gerade erschien, als Josef die Strafen so grauam verstärkte. Diese Kriminalverfassung würde sicherlich den gesammten österreichischen Staaten zugute gekommen sein, wenn nicht ein früher Tod alle Pläne dieses milden Fürsten vereitelt hätte.

Das Donauwasser ist gewöhnlich von weißgelber Farbe und vornehmlich mit erdigen, lehmigen Theilen geschwärzt. Die Donau ist sehr fruchtbar und die Fische in ihr erlangen eine ansehnliche Größe, was den vielen organischen Stoffen zuzuschreiben sein dürfte, an denen ihr Wasser leberfüllt hat.

Unser Schiff legte den ersten Abend in Pader an, einer drei Meilen von Regensburg liegenden Position. Diese Nacht schon gehörte zu den unangenehm durchnachten. Der abgedankte Offizier wurde nebst einem jungen Menschen, seinem Verwandten in dem nämlichen Zimmer in ein Bett einquartiert. Der Veteran hatte verwundete Beine, der junge Mensch schlief unruhig, der alte Krieger sörie und suchte die ganze Nacht hindurch über seinen gottlosen Molochpöhl, der einem trümmenden Füllen gleich nach allen Seiten um sich schlug und seinen alten Dntel mit Armen und Beinen bearbeitete. Das Jammern des Alten hatte am Morgen noch kein Ende, sondern dauerte noch den Tag über fort, so daß ich zu dem Entschlusse kam, lieber auf dem Schiffe zu bleiben, als eine zweite Nacht in solcher Gesellschaft zu verbringen.

Einige Stunden hinter Bogen erhebt sich das Gebirge, zuerst in sanften Höhen, die sich aber bald höher und steiler formen. Die Donau fließt in ein von beiden Ufern gebildetes Amphitheater, das immer höher und enger wird. Zugleich wird aber die Gegend immer fruchtbarer, die Kornfelder geeigneter, die Wälder fruchtbarer. Je näher man Passau kommt, desto großartiger, romantischer werden beide Ufer. Zwei immer

denen über verwandte Schönen Licht verbreitet wird (s. B. Oliver Twitt); vorliegendes Buch ist in seinen Schilderungen nicht wirkungslos, und vielleicht natürlicher und schlichter in der Darstellung des Brauenhagens. Goldene Worte, welche eine Erläuterung für die ganze Erzählung bieten, legen wir in der Vorrede. Nichts ist schämmter für die in den Straßen hettenden Kinder, selbst Vernachlässigung ist weit feiner, als wenn wir unserm leicht erregten Mitleid folgen und uns damit aufreiben geben, ihnen ein kleines Gelbstück zu reichen. Es wäre besser, eine glühende Kohle auf die Hand zu legen als Geld; es bleibt ein grünliches Unrecht gegen das Kind, wenn wir ihm beim Werten Vorwand leisten, ebenso als wenn man dem Betrunknen Spirituswein reicht. — Wer noch bis in besten Strahlen hettenden dem Glend nachgehen und nach, keine Quelle zu verthören, sonst stiftet er mit seinen unbedachten Gaben mehr Schaden, als Segen. — Das schon ausgekattete Buch ist ein prächtiges Geschenk zur Weihnachtszeit, allerdings nur für Erwachsene, für die die aber von hohen stiltlichen Werthe.

Von dem „Wissen der Gegenwart“, der im Verlage von J. Neumann in Braun und G. Freytag in Leipzig erschienenen wöchentlichen und doch überaus zweckmäßigen und vortheilhaften lehrenden Bibliothek, erziehen weiter: Dr. Otto Falckenberg. Bilder aus dem T hierleben. Mit 88 in den Text gedruckten Abbildungen. In äußerst lebendiger Sprache wird in diesem Buch eine Reihe hochunterrichteter Themen behandelt. Der Ver-

und häußigerregten (Spaltspigen, Fermenten) begünstigt. Diese anziehende sehr schwierige Aufgabe wird einfach dadurch gelöst, daß die Schmelze in der Miete möglich vor Luftzutritt geschützt werden. Man erreicht dies durch sorgfältiges Festsetzen der Schmelze während des Füllens der Miete, welche abweichend von dem gewöhnlichen Ufus nur bis zum Rande gefüllt und dann mit einer starken Erdbedeckung beschwert wird. Zweckmäßig ist es auch, die Erde nicht direkt auf die Schmelze zu werfen, sondern zwischen Schmelzeoberfläche und Erdbedeckung eine 5—10 cm dicke Schicht (Säure (Weißenspreu) einzufüllen, welche einen für Luft schwer durchgänglichen Glas bildet. Ueber die Zulässigkeit des Vermischens der einzumietenden Schmelze mit Häsel sind die Aften noch nicht geschlossen. Liebsher bestrachtet davon, nicht mit Unrecht, Entziehung von Luftsaamen in der eingemieteten Masse; Luft aber muß, wie wir nochmals betonen, thümlich ausgeschlossen werden, da sie die Bedingungen zu Gährungs- und häußigerprojessen enthält. Vermischungen anderer Art sind theils zu kostspielig, theils vergrößern sie die Gimmietungsverluste, wenn sie den Schmelzen leicht veragbares Material zuführen (Masse). Einmal von Kochsalz hat sich nach Marder, Doraz und Salzhäure nach Liebsher (siehe) berichtet. Ueber die Ammenbarkeit von Magnesiumsalzen als Antiseptica bei der Schmelzfermentierung müssen erst noch Versuche angestellt werden, welche auch die Bekömmlichkeit derartigen Futters ins Auge zu fassen haben.

Die Gimmietungsdauer anlangend, kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß sich tabellos eingemietete Schmelze in der Miete sehr lange (1/2—1 Jahr) gut halten werden. Dieser Umstand ist sehr wichtig, weil durch ihn die Nothwendigkeit einer forrirten Schmelzfütterung mit ihren Nachtheilen wegfällt und die Schmelze für Perioden aufgepart werden können, „in denen das Futter knapp wird.“ Wie oft kommt es nicht vor,“ sagt Liebsher, „daß wir Grünfütter nur deswegen überflüssig werden lassen und es nicht zu richtiger Zeit zu Heu machen, weil wir kein anderes Futter zur Verfügung haben und was dergleichen Dinge mehr sind. In allen solchen Fällen werden wir mit dem größten Vortheile an unsere Schmelzmieten gehen können, deren Reinerbringung für den Sommer uns auch vor der zu messenartigen Schmelzfütterung im Winter schützt, die in vielen Nübenwirtschaften leider üblich ist. Es wird die normale Gimmietung der Schmelze also die Fütterung während des ganzen Jahres gleichmäßiger und rationeller gestalten lassen, als sie bisher in den Nübenwirtschaften vielfach zu sein pflegte.“

Zum Schluss berührt Liebsher noch den Einfluß, welchen die durch seine Untersuchungen wesentlich veränderte Auffassung der Schmelzfermentierung in Mieten auf die Einführung der Schmelztröcknung haben muß.

Die großen Gimmietungsverluste können, da sie sich „ohne erheblichen Kostenaufwand allein durch Sorgfalt“ beim Gimmieten auf ein geringes Maß reduzieren lassen, fortan nicht mehr als Grund für die Schmelztröcknung geltend gemacht werden. Je mehr man sich aber davon überzeugen wird, daß die Gimmietungsverluste überhaupt lange nicht so hoch sind, als man glaubt, desto mehr wird auch der Nübenproduzent bezüglich des Werthes eingemieteter Schmelze als Futtermittel zur richtigen Erkenntnis gelangen und es verschwindet somit ein weiterer Grund zur Schmelztröcknung; die Abneigung vieler Landwirthe gegen nasse Schmelze. „Sie werden mehr und mehr finden, daß es richtiger ist, die Schmelze nach aufzubereiten und die kostenlose Sommerbiere zur Tröcknung der sonst noch geernteten wasserreichen Futterpflanzen zu verwenden, als mit Gelbauwand die Schmelze zu trocknen und wasserreiches Grünfütter dafür zu füttern.“ Immerhin bleibt für bestimmte Fälle der Wunsch, die Schmelze durch Verminderung ihres Wassergehaltes, sei es durch Tröcknung oder Pressung transportfähiger zu machen, ein berechtigter.

Den Untersuchungen Liebsher's nun, die wir leider nur in ihren Hauptpunkten berühren konnten, gebührt mithin das unbestreitbare Verdienst, die Nübenzuckerindustrie und somit auch die Landwirtschaft von der Furcht vor den großen Gimmietungsverlusten befreit zu haben, indem er die letzteren als ein bloßes Schreckgespenst charakterisirt, welches sofort gebannt ist, wenn man sorgfältig arbeitet. Hoffen wir, daß Liebsher's Rathschläge allseitige Verberzigung in Interessentkreisen finden.

**Schmelze's Bodenfläche.**

Wohl keine Gegend des Herzogthums Braunschweig weist so mannichfaltige geologische Formationen auf, wie die Umgebung der ältesten Stadt Helmstedt. In großen, weißlich gestrichelten Thonmüden liegen bedeutende Lager von Braunkohlen, deren Förderung hauptsächlich von den Braunschweigischen Kohlenwerken und Hrn. W. S. Eder in Helmstedt betrieben wird. Seit einigen Jahren hat man sich auch daran gemacht, Kopalstein, die berühmten Exkremente vorstaltlicher Thiere, in den Sandel zu bringen, um sie als Erzbis für Genuß an landwirthschaftlichen Zwecken zu verwenden. In unmittelbarer Nähe der Stadt finden sich Aern von blendend weißem Sand, welcher ganz besonders zur Glasfabrikation geeignet ist. In der Nähe des „Schwarzen Berges“ hat man in allererster Zeit grobartige Thonlager erschloffen, welche auch für Zeiten viel Vertheilung bieten. Aern von rothem, blauem und weißem Thon durchziehen unter einer bis 12 Fuß hohen Schicht nordischen Gerölls in einer Mächtigkeitszeit von mehr als 20 m das Terrain. Die bloßgelegten Schichten, zum Theil horizontal, zum Theil im Winkel von 45 Grad liegend, bilden oft sich rückwärts überfallende Konturen. Schon im Jahre 1875 bezeichnete Prof. Dr. Seger in Berlin jenes Material als äußerst werthvoll für industrielle Zwecke und ganz vorzüglich sich eignend zur Herstellung feiner, sauberer Verbleidziegel wie zur Anfertigung feiner Topferwaren. Wer hat nicht schon mit Vergnügen die fast in Unzahl vorhandenen Terrassenfiguren betrachtet, welche durch schöne Form und Güte des Materials bestehend auf das Auge einwirken, die namentlich in Thüringen, böhmisches und französischen Fabriken mit ganz besonderem Glanz hergestellt werden? Sie alle verankert ihr Dasein fast ausschließlich dem herrlichen rothen Helmstedter Thon, dessen Vorkommen in dieser Gegend bisher nur dort beobachtet worden ist und deshalb auch von hier aus nach den genannten Gegenden und Nüben massenhaft verfrachtet wird. Die hervorragenden Eigenschaften des Helmstedter Thones sind eben die absolute Reinheit von fremdartigen Substanzen und die ausgezeichnete Plastizität, welche ihm eigen ist. Der ebenfalls häufig vorkommende, mit blauen Aehren durchzogene rothe Thon giebt ein vielgeachtetes Material für Moiairarbeiten.

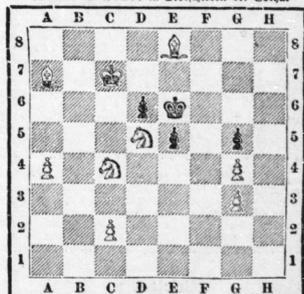
Zur Verwertung des Rohmaterials ist seit kurzem in unmittelbarer Nähe der Stadt Helmstedt eine Fabrik unter der Firma „Helmstedter Thonwerke Wöhler & Co.“ errichtet, welche den Thon massenhaft bis ins fernste Ausland verbeidet, sich selbst aber mit der Fabrication des Verbleidziegels befaßt, die in unsere Güte und Verbleidziegel bisher unerreicht geblieben sind und nahezu 100 Verleiden bietet sich lohnende Beschäftigung. Das Brennen der Steine ist äußerst interessant und geschieht in tiefen Leien (Systern Verleiden). Der Leiter des Unternehmens, Hr. Müllner, hat kürzlich eine Gründung gemacht, welche anziehend eine völlige Umwälzung in der Fabrication von Verbleidziegeln hervorgerufen hat, indem er von der Anfertigung der bislang gebräuchlichen sogenannten 1/2, 1/2 und 1/2-Formate abhielt und mit dem Namen „Universalverleiden“ bezeichnete Steine anfertigt, die für Baumzwecke mehrfache ganz bedeutende Vortheile vor den sonst üblichen Verbleidziegeln besitzen und von Fachleuten auch bereits verdiente Würdigung finden.

**Sach.**

Redigirt von C. Schallopp.

**Aufgabe Nr. 152.**

Von Dr. A. Deder in Weidach bei Glatz.



(9 + 4 = 13)

Wohin geht an und legt im 3. Zuge matt.

B.



höher gehende Wünsche für ihre Zukunft hegte. Die Eltern launten ihre Töchter. Sie sahen die wachsende Neigung Hedwigs mit klugem Schweigen, um durch die Zeit erst den Ernst derselben zu prüfen — aber jetzt — angesichts des Unglücks, bemächtigte sich der Schmerz des Herzens des liebenden Vaters. Stumm schloß er die Tochter in seinen Arm. Seine Bewegung sagte mehr als Worte vermocht hätten. „Weibe hier, mein Kind!“ sprach er endlich. „Wir fassen heute nicht nach Rücksichten.“

Dankbar für diese Entscheidung, die so ganz ihren eigenen Wünschen entsprach, drückte Hedwig des Vaters Hand. Sprechen konnte sie nicht, ihr Herz war zu voll. Was es eigentlich bewegte, wußte sie selbst nicht. War es das Unglück oder war es eine Hoffnung, die durch des Vaters Gebahren sich in ihr regte? Sie umschlang gärtlich die gebeugte Wittwe und sprach ihr tröstend zu: ich bleibe hier!

Die beiden Männer fuhren nach Melzig zurück. Bergmann hatte als Vorgesetzter Pflichten zu erfüllen, die ihm in diesem schweren Falle oblagen; dann wollte er bei Aufhebung der Toten durch die Gerichtspersonen am Thortor wieder zugehen sein.

„Wenn doch der junge Friedrich, ich meine den Sohn, der einen ganz guten Eindruck macht, wenn dieser doch hier wäre!“ sagte Bergmann auf dem Rückwege zu Rudorf. „Es wäre der beste Trost für die arme alte Mutter, und für mich eine Hilfe. Was meinst Du? Ist er in der Expedition zu brauchen?“

„Ist schon besorgt, Freund!“ antwortete Rudorf, die Nebenrage unbeachtet lassend. „Ich habe gesehentlich ein Telegramm unter meinem Namen an ihn abgehen lassen — er kommt, wenn alles gut geht, schon zum Abend hier sein. Ich schwieg nur darüber, weil ich nicht weiß, ob er zubaue oder im Reviere ist? — Wenn die Mutter darum wüßte und er die Depesche verpakt empfing, so würde sie ihn in qualvoller Angst ermarken.“

So spredend bemerkten sie kaum, daß wieder neue Regenschauer sich ergossen. War es doch, als beweine der Wald den Tod seines treuen Schützers und Pflegers. Wie oft hatte er unter jener alten Eiche rastend sein Frühlicht verzehrt! Unter der Eiche, die heute mit vom letzten Froste gebräunten, aber noch nicht abgefallenen Blättern einen so trauernden Anblick gewährte! Wie tropfte von jedem Zweiglein, von jeder grünen Nadelspitze der Nieseln der Regen gleich perlenden Tränen.

Dergleichen wehmüthigen Betrachtungen konnten sich allerdings die Freunde jetzt nicht hingeben, obgleich er eine einen treuen Witbeamten und der andere den Mann verloren hatte, dem er einst näher zu treten hoffte. Es war nicht Mangel an Theilnahme und Mitgefühl, sondern die Pflicht, an das Zunächstliegende zu denken, vor allen Dingen an Ersatz zum

Schutz des Waldes. Sie beschloßen die Verlesung des jungen Friedrich nach hier zu beauftragen, auch den Rest der Besing von dem Ereignisse zu beschleunigen, als dieser plötzlich selbst hinter einem Gebüsch hervor und an den Wagen herantrat.

„Ist es denn wahr?“ fragte der Mann mit befürzter Miene, „ist es, — natürlicherweise ist es wirklich wahr?“ Bergmann hatte kaum Zeit mit stummem Kopfnicken die Frage zu bejahen, als Besing in eine Flut von Selbstvorwürfen ausbrach.

„Wäre ich doch gleich hinübergegangen!“ rief er. „Also wahr? natürlicherweise, wirklich wahr? Er schlug sich schmerzhaft mit der Hand vor die Stirn. Ich habe die Schüsse gehört und dachte, es würden Schreckschüsse, natürlicherweise wegen das Wild sind. Also Hühner, der Hallunke, soll es gewesen sind? Wäre ich doch dabei gewesen!“

„Sie hätten auch nichts helfen können, lieber Förster,“ schaltete Rudorf ein, „ich habe die Schüsse ja auch gehört. Wir beide hielten sie für Schreckschüsse, weil es bereits zum Zielen zu spät war. Aber so in nächster Nähe! die Wunden waren absoht tödtlich.“

„Natürlicherweise! natürlicherweise tödtlich!“ befähigte Besing, obgleich er nichts davon wußte. „Sie wären bald selbst an die Reihe gekommen,“ sprach Bergmann, „denn Sie standen so gut auf der Liste zum Todtschießen wie ich.“

„Ach Gott, ach Gott, wie mich das leid thut!“ und er wuschte mit der verletzten Hand die Tränen ab, die ihm wider Willen in den Bart rannen. „Man muß aber, natürlicherweise auch nicht so dienstfeilig sein, wie es Friedrich war — das dankt einem kein Mensch und die Regierung erst recht nicht! Was hat er nun davon? todgeschossen ist er! todgeschossen natürlicherweise! Und ich sagte noch gestern zu ihm, er solle heute mit mich zusammen abspüren und erst später auf dem Holzschlage gehen! hier auf dieser Stelle sollte er auf mir warten.“ — Er seufzte aus tiefster Brust bei diesen Worten und fuhr fort: „Was hat nun Friedrich von seinem Ermahnen und Besserwollen? Hätte er es doch gemacht wie der Förster Mebe! der schimpfte bloß auf Hühnern, wenn es dieser nicht hörte. Himmelfreudbembelentend! sagte er — na, meine Herren, Sie nehmen es doch nicht vor, wenn ich so sage, wie natürlicherweise der Förster Mebe sagt — denn der ist ein verfluchter Kerl mit Donnerwettern! Es ist eine schlechte Augenohrheit von dem Mebe, das verfluchte Fluchen, was sich für einen geliebten Menschen natürlicherweise gar nicht schickt! — aber — Spechschwärenen, böse meint er es nicht — und behauptet, ein bißchen Donnerwettern gehöre zu die Bägerei und thäte oft besser und wirksamer sind, wie bei Hühnern Friedrichs verständige Reden.“

**Fand- und Hauswirthschaft.**

**Zur Frage nach der Konservirung der Mühschnitzel.**

III.

Im vorigen Artikel lernten wir bereits zwei für die gute Haltbarkeit der Mühschnitzel wichtige und wesentliche Momente kennen: sorgfältige Einmietung und zwar nach guter Abkühlung; zwei Momente, bezüglich deren die Praxis häufig schwere Fehler begeht, sofern die Schnitzel entweder warm eingelagert werden oder vor der vollständigen Einmietung eingetaugt offen an der Luft liegen bleiben.

Eine weitere, von G. Viebher durch Versuche aufgekürte Frage ist die nach der Art und Beschaffenheit der Mieten, bezüglich deren Wärme und Bedeckung. Es zeigte sich hierbei, daß unter sonst völlig gleichen Umständen die Schnitzel sich in den Erdmieten viel schlechter halten als in Mieten aus gutem Mauerwerk, gleichgiltig ob letzteres cementirt ist oder nicht. Während nämlich in gemauerten Mieten die darin befindlichen Schnitzel einen Verlust von 8,91 Prozen, der Trockenluftzug erlitten hatten, betrug der Verlust in der Erdmiete 34,06 Prozen. (resp. 44 Prozen.) der ursprünglichen Schnitzeltrockenmasse. Angesichts solcher Thatfachen dürfte kein Zudersfabrikant mehr im Zweifel darüber sein, ob er die

Schnitzel in gemauerten oder in Erdmieten konservirten soll. Wer den letzteren „kann nicht nachdrücklich genug gewarnt werden.“

Von einer regelrechten Mühschnitzelmiete fordert Viebher ferner, daß die (gemauerten) Wändenaußen luftdicht aufgeführt und dadurch den Zusammenfließen der Schnitzel möglichst wenig hinderlich sein; durch Abminderung der Seitenflächen erleichtere man das Festtreten der Schnitzel. Daß das Grundwasser keinen Zutritt in die Miete habe, ist selbstredend. Je tiefer im übrigen die Miete ist, desto besser, denn um so fester wird die Mauer darin liegen und um so geringer ist die Derschnitzel im Verhältnis zum Inhalt.“ Um das Entleeren der Miete nicht zu erschweren, dürfte eine Tiefe von 2—3 m als Maximum anzunehmen sein. Ränge und schmale Mieten, durch gemauerte Scheidewände in mehrere Abtheilungen getheilt, sind zu bevorzugen, weil sie partiell entleert werden können, ohne daß dabei der in der Miete verbleibende Rest durch Zutritt frischer Luft geschädigt wird. In gleicher Weise geschieht auch die Füllung größerer Mieten Abtheilung für Abtheilung, wodurch eine wesentliche Bedingung für die Haltbarkeit der Schnitzel erfüllt wird: rasches, vollständiges Einmieten. Die Einmietung selbst hat in einer Weise zu geschehen, daß alles vermieeten wird, was die Entwicklung von Gährungs-

höher ansteigende Felsenwände umdrängen den wilden Strom, der, eingekant, mit ungemeinem Widerdruck dahinstraut. Ritzgen sind seine Wellen schwerer, nirgend rauhen sie stärker und zorniger als hier gegen das sich gegenüberwärtig meizende Gellstippe. Alle diese Felsenberge sind mit schwarzer Mauerde bedeckt und vom Scheitel bis zur Base mit dunklen Waldungen überwachelt, die einiger Entfernung, wie schmerzhafte Gypspressionen aussehen. Das Schiff läuft zuweilen in eine feinen Arabesque ohnende Falle, der nur das Gewölbe fest, in dem der obersten Kuppel zu bilden, in welchem die müde Natur im Nachdenken über das behagenswerthe Schicksal ihrer Kinder, einem misanthropischen Prometheus gleich, sich verbergen konnte. Kein Vogel singt an diesem einsamen Gestade, kein Insekt spielt über diesen verborgenen Gewässern: die lebende Welt meidet die hier zuhause gigantischen Felsen sich windende Donau gleich einem Alchmist, dessen Dünste jedem lebenden Wesen den Tod zubauchen.

Hier ist die Schiffahrt der schmalen, wüthigen Krümmungen kaum an gefährlichen, hier muß der Steuermann seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft geltend machen, besonders wenn der Fluß von Regengüssen oder schmelzendem Schnee angeschwollen. Die Aengstlichkeit der Schiffer vermehrt den Eindruck der düstern Umgebung. Wie fällt ein Sonnenstrahl zwischen diesen Felsen-Vorhängen auf das überhöhlte Gewässer herab, der Mond erhebt nur die Höhen dieser verlorenen Wände, die Nacht in diesem tiefen Schattengange giebt einen Vorhmad von der egyptischen Finsterniß. Wer von der Nacht hier überfallen wird, mag sich von der letzten Spur alles Lebenden geföhnen wöhnen. Der weiße Schuam, welchen die Wellen an den Felsenwänden bilden, hängt sich gleich Schneeflocken an entblößte Wurzelsäulen und leuchtet gespenstlich. Das Geräusch der wogenden Donau, die hier jählings fallend dahin eilt, gleicht dem Getöse unterirdischer Ammonshörner, gleicht dem Geheul der auferstandenen Welt, das in die Stille der gestorbenen Erde hineinruft. Das Grauen einer solchen Nacht füllt die kalteste Phantastie mit Entsetzen, man sucht nach einer Helfenklust, um sich vor dieser lebendigen Finsterniß zu verbergen.

Je näher man Passau kommt, desto großartiger und romantischer wird die Ufercenerie und von Passau an zeigt die Landschaft wenig Veränderung bis in die Nähe von Linz. Felsen, Berge, Wälder, Buchen, Vorgebirge, Krümmungen wechseln in erfreuender Mannichfaltigkeit. Ruinen, Trümmer, halb verfallene, unbesetzte und besetzte Schlösser, Altäre, Klöster und Kirchen in allen Basiliken begegnen dem Auge überall und vervollständigen das reizende Landschaftsbild. Vorzüglich die Gegend von Passau bis zu dem Fleden Hafenzell, der von lauter Töpfen bewohnt wird, die ganz Oesterreich-Lungarn mit Schmelztiegeln versehen, ist reich an diesen Eigenthümlichkeiten. Unter den Ruinen ist merkwürdig die Schneidburg, von der die Sage erzählt, ein Schneider habe sich hier angehängelt und eine Rize gehalten. Als dieses Thier gestorben, habe er es in die Donau hinabstürzen wollen, seine Hörner haben sich aber in seinen Kleidern verfangen gehabt und so sei er mit in die Tiefe gerissen worden. Seit-

dem nennt das Volk diese Ruine die Schneidburg, die Felsenwände auf denen sie liegt, sind so scharf und steil, daß kein Steinbock auf ihnen würde Fuß fassen können. Hier ist eine der wildesten Gegenden auf der ganzen Donaufahrt. Der erste Ort auf österreichischem Boden, den das Schiff erreicht, ist Lengfeld (1763/11), wo sich das Mautamt befindet. Die Donau ist hier sehr breit und durch Ketten und mit diesen verbundene Bäume gesperrt. Hier wird das Schiff vollständig ausgeladen. Alle Kisten werden geöffnet und untersucht, und wer seine Sachen nicht unterjucken lassen will, dem werden sie plombirt. An der Wand hängt ein Verzeichniß der in Österreich verbotenen Bücher. Der Artikel aber, nach dem noch strenger als nach verbotenen Büchern gesucht wird, ist der Tabak. Alle Taschen werden nach ihm durchsucht. Findet der Zollner eine Dose mit Schnupftabak, so schüttet er ohne Gnade den kleinften Vorrath ins Wasser. Die Tabakregie muß enormes Geld einbringen, denn die letzten Pächter zahlten 1,792,500 Gulden.

Das Aus- und Einladen unseres Schiffs dauerte fast drei Tage; zuweilen sammeln sich einige hundt Menschen, die in den lebenden Wirthshäusern des Orts Unterkommen suchen müssen. Einer der Passagiere unseres Schiffs wurde hier krank, aber hier gab es weder Aerzte noch Apotheken; er wurde in einem elenden Zustande aus dem Schiff zurückgebracht und starb in Warbach.

Auf der Weiterfahrt nach Linz gesalaten sich die Donauer weniger reizvoll, von Linz bis Gra in sind sie flach und fruchtbar. Vier Meilen von Linz fließt die Enz in die Donau, die Stadt, welche mit dem Fluße gleichen Namen führt, scheidt man in ziemlich Entfernung liegen, und mit ihren Thürmen macht sie keinen unangenehmen Eindruck. Bei Gra in wird das Flußbett wieder enger, die Felsen zu beiden Seiten fallen senkrecht in den Strom ab und reihen sich in den abenteuerlichsten Gestalten aneinander. Der Strom hat hier starkes Gefälle und schießt jählen Laufes dahin und prellschnell nähert sich das Schiff dem bekannten Strudel. Er entsteht an einer aus der Mitte des Stromes jäh emporeisenden Felseninsel mit anhängendem Gellstipp, das aber zum Theil weggelrenkt ist. Um gangen ist die Fahrt wenig gefährlich, ebenmäßig bei dem eine Viertelstunde davon entfernten Wirbel, obwohl die Gewässer hier noch unabhingiger rauschen.

Unter solchen Abwechslungen gelangt man nach Warbach, einem Marktflecken, bekannt durch seine über ihm liegende Kirche. Dies ist das bekannte und berühmte Maria-Tafelberg, der bedachtete Wallfahrtsort im weiten katholischen Deutschland. Man nimmt an, daß hier jährlich 100,000 Wallfahrer sich einfinden, und unabhingentlich ist dies nicht, denn bei meinem Hiersein, am Tage Mariae Himmelfahrt, waren allein 4000 Menschen eingetroffen. Manche von ihnen waren 60 bis 70 Meilen weit hergekommen. Wenn eine solche Wallfahrer-Gesellschaft antommt, breiten die Weiber ihre Kopftücher an die Erde und alles kniet und betet. Fast alle Pilger legen den Weg nach der Kapelle barfuß zurück und diejenigen, welche recht strenge Buße thun wollen, rutschen den steilen, gerümmten, rauhen Felsen auf bloßen Knien hinauf bis vor den Altar der

safter zeigt zunächst an einer reizen Zahl von Beispielen, daß sich zwischen dem Thier- und Pflanzenreich keine strenge Grenze ziehen läßt, befehrt uns sodann über die Entstehungsgeschichte der Lebewesen, weist hierauf die allgemeinen Lebensbedingungen der Thiere nach, um seine Lehren und dabei stets trichigen Auseinandersetzungen und zwei Betrachtungen, über Thierstode und Thierarten und über die „Kunststoffe“ der Thiere, abzuuschließen. Die interessantesten geschichtlichen Schilderungen sind unter anderem die Beschreibungen der Thierarten, ein feiner, ungewohnter Humor weiß selbst an und für sich trockenere Gegenstände amnuthig zu gestalten. So bietet das durch 86 Illustrationen geschmückte Buch eine Fülle durchaus interessanter Belehrung und darf bestens empfohlen werden. — In einem weiteren Bande wird von Dr. Hermann Brofen „Karl der Große“ vorgeführt. Der Verfasser erzählt hier mit sorgfältiger Benutzung und Auswahl des vorliegenden reichen Materials in klarer, übersichtlicher Darstellung das Leben und die Thaten des großen Herrschers. Die kulturellgeschichtliche Seite erkennt eben sorgfältig berücksichtigt wie die politische; Karls kriegerische Thätigkeit, seine Stellung zu den verschiedenen Staaten, zum Papst und zur Kirche, zu den Gelehrten seiner Zeit erheben in scharfem Licht. Sehr schön wird die geistig-ethische Thätigkeit des Kaisers gekennzeichnet; seine Sorge für Wissenschaft und Bildung, seine Verwirklichung, seine Politik erhebt eine eingehende durchweg sorgfältige Behandlung. — Der letzte unter den neu erschienenen Bänden endlich

führt den Titel „Die preussische Kolonial“ und hat Dr. Moritz Wilko min zum Verfasser. Es ist das die dritte und letzte Abtheilung des Werkes; der Verf. behandelt darin Ost- und Südspanien und die Inselgruppen der Balearen und Bithynien. Die Provinzen Navarra und Aragonien, Katalonien und Valencia, Murcia und Andalusien, die Inseln Menorca, Mallorca, Ibiza und Formentera, das Leben und Treiben wohnender Gebirgs- und Meeresthiere, das Leben und Treiben des Volkes, Handel und Gewerbe, kurz alles Interessante und Bemerkenswerthe ist mit großer Anschaulichkeit geschildert. Farbenschöne Bilder ziehen vor dem Auge des Lesers vorüber, legt sichert die gewandte Feder des Autors eine prunkende Prosektion, legt entwirft sie ein Gemälde von der haltenden Ausstattung des Stiergelechtes, man sieht uns der Verfasser von hohem Humore einen weiten Ausblick über Bergkette und Thal bis in die verschiedenen Contouren implanter Gebirgszüge gewinnen, nun schimmern uns Männer und Frauen der verschiedenen Gegenden in ihren Trachten und Gewohnheiten vor; überall aber beugt er einen sicheren Blick für das Charakteristische und Nationale. Nirgends wird der historische und der geographische Theil vernachlässigt; am vollständigsten findet sich wohl auch eine fundierte nationalökonomische Darstellung. So erreicht das Buch nicht nur seinen Zweck, es bietet dem Leser in schönem Rahmen ein treues und wahres Bild der geschilderten Verhältnisse. \* Der laufende Jahrgang der reizenden Monatsgabe von



Kirche. Es ist dies eine Arbeit, die anderthalb Tage in Anspruch nimmt, doch sah ich nur zwei solcher Mäurer, der eine ein Mann, war krank und dem Verleihen nahe, der andere, ein junges Weib, abgemagert und bleich wie der Tod, das mit seinem aufgeschlossenen schwarzen Haar seine Tränen erlöschte. So lange ich unter diesen Walfahrern weilt, habe ich in ihrem Leben und Treiben nichts wahrnehmen können, was sich tabeln ließe, im Gegenteil, kein Zaun, kein lautes Wort hörte man von diesen 4000 Menschen, die den niedrigsten Ständen angehörten und aus Nationen zusammengesetzt waren, die wir halbbaren schätzten. Ich fand nicht eine Spur von Ausgelassenheit, Unmäßigkeit, Ausschweifung. Das Grundsätzliche an Maria-Tafelreie ist in einer kleinen Kirche auf der Spitze eines hohen isolierten Felsenberges. Die einstufige Treppe ist mit Tennen und Buchen dicht bewachsen und ein schmaler Fußsteig zieht sich wie eine Wendeltreppe um den Berg herum bis zum Gipfel, ein kleiner Giebelbau, von Gehäusen verdeckt, rückt dem Pfad entlang in die Tiefe. Sein Aussehen vermischt sich mit dem leisen Gemurmel der Walfahrer, die in großer Zahl oben um die Kirche kreuzen, und erhebt den Eindruck dieser Stätte auch auf das protestantische Herz. Der Berg ist an manchen Stellen so steil, daß der Pfad überaus schwerlich ist, und die Mühsale mehren sich, je höher man steigt. Um so größer aber ist die Ueberraschung, wenn man plötzlich aus dem Gebüsch unter die feierliche Versammlung tritt, vor sich das kleine Sanctuarium und nach allen Seiten hin eine unbegrenzte Aussicht. Der Felsen erhebt sich in eine vieredrige Ebene, in ihrer Mitte steht das aus behauenen Steinen erbaute Kirchlein. Es ist rund und ruht auf einer gemauerten Erhöhung, zu der eine feuerreiche breite Treppe führt. Der Rand des Felsens ist mit Tränennarben eingegraben, die in die Mauer die Mauer, die sich melonienart in die Mauer erstreckt, nicht hindern.

Während mein Auge sich an der erhabenen Rundschau labte, stimmten die Andächtler auf das Zeichen eines Glöckchens ihren Hymnus an. Die Kirchenorgel begleitete den langamen feierlichen Gesang. Die von Wolken umflossene Musik war noch nicht eben harmonisch, dennoch hat nie wieder eine Vokal- noch ein Instrumentalmusik einen nachträglichen Eindruck auf mich gemacht und tiefer mein Herz bewegt, als dieser Gesang. Die Gottes-Mutter, die in dem Hause steht, eine gnädige Erhöhrerin jeglichen andächtigen Bittens zu sein, befindet sich in sitzender Figur in einer Nische auf dem Altar, der, wie der Fußboden, von Marmor ist. Es ist eine hölzerne umflossene Gestalt mit schön gefornem Kopfe, sie hält das Christkindlein auf dem Schooße und blüht es zärtlich an. Der Schmuck des Altars, sowie des ganzen Gotteshauses, ist sehr einfach.

Der so gepriesene Kaiser Josef, der die Walfahrten bei seiner Ungnade verbot und die Leiden nur in Sünden der Erde wiederzugeben erlaubte, sah noch auf dem Throne, als ich in Maria-Tafelreie war. Er hätte die Tausende von Menschen, die sich zu einer freiwilligen Leistung und strenger Entschlossenheit bequamen, liegen lassen, unmöglich hätte er ihnen gram sein können. Es waren wirklich nicht heulende Andächtler, die hier Tröstung suchten für ein verbittertes Leben,

für Erlösung aus drückendem Mangel, für lange Leiden, oder die um die Seligkeit einer andern Welt ihre Fürsprecherin heimsuchten. So glücklos diese Menschen waren und so sehr sie auch entbehrten, so betete doch keiner, nicht das mindeste verlaute von einer Unthat, von irgend welchem Unfug. Tief beschämend freilich bleibt es immer, das vernünftige aller sichtbaren Wesen in solchem Wahnglauben befangen zu sehen.

An einem beiteren Herbstmorgen setzte unser Schiff seine Fahrt wieder fort. Die Donau um und über war mit einer Flotte von Krähen, Wöden und faden Fährzügen besetzt, welche die zurückkehrenden Pilger nach dem gegenüberliegenden Städtchen Becklarn überließen. Diese Fährzüge, alle gefüllt mit Freunden, laut behernden Andächtlern, riefen eigensinnige Empfindungen wach. Die Luft selbst schien zu lauschen, denn es raste sich kein Blatt, und nur langsam entfernten wir uns aus diesem schmerzlichen Gotteshaufe.

Von Maria-Tafelreie bis Stein sind die Donauufer wieder bergig und 12 Meilen lang zieht das Schiff durch einen engen Fluß, den nur selten getrennte steile Felsenbänke bilden. Die meisten Berge sind fast, nur vereinzelt erklüftet man Gebüsch und Gruppen von Fichten, aber fast alle Felsenklippen tragen Ruinen verfallener Schlösser und Burgen, und Zägershütten und Einfiedeleien hängen in den Spalten und Öffnungen des Gesteins wie Vogelbauer. Die Bewohner der nahen Klauen reiden einen an einer langen Stange befestigten Beutel nach dem Schiff hinüber und geloben für die Almosen eine kräftige Birreite für eine glückliche Weile.

Auf einem vom Wasserpiegel freil ansteigenden Felsenberge liegt hier auch Dürstein, ein großes Kloster mit kleinem Städtchen. Hinter dem Kloster zieht sich eine verfallene Mauer nach einem alten Schloße hin, das oben auf der Spitze des Felsens liegt. Eine unzugänglichere Wohnung giebt es nicht, ein Adler könnte kaum sicherer wohnen, und hier sah König Richard I. von England gefangen. Bekanntlich wurde er 1192, als er von einem Kreuzzuge heimkehrte, von Herzog Leopold von Oesterreich überfallen und nach dem Wunsch Kaiser Heinrichs IV., seines Feindes, hier gefangen gesetzt. Richard war der tapferste, mutigste Mann seiner Zeit, die ihm den Beinamen „Löwenherz“ gab. Er, der ganz unschuldig war, mußte sich einem Verbrecher gleich vor dem Reichstage zu Worms verantworten und für seine Freilassung ein hohes Lösegeld zahlen, in welches sich der gelarmte Kaiser und der niedrig denkende Herzog Leopold teilten.

Wir gelangten nach Stein, einem kleinen Orte, nicht weit von ihm liegt das Städtchen Krems und beide Großstädten sind durch eine kleine Häuser, darunter auch das große „Militär-Defonomiehaus“, wir würden es Zeughaus nennen, verbunden. Diese beide Orte verbindende Häuserreihe führt merkwürdigerweise den Namen U. d. Krems ist ein ziemlich bedeutender Ort. Hier führt eine Brücke über die Donau nach dem Städtchen Mautern, hinter welchem auf einem hohen Berge die große, schloßähnliche Abtei G. o. t. w. liegt, deren Bibliothek ihrer vielen Handschriften wegen berühmte ist.

Von hier an werden die Ufer der Donau flach und einförmig, Haiden und Moore strecken sich in weiter Ausdehnung

„Ueber Land und Meer“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, vormals Eduard Hallberger) ist am Schluß seines ersten Bandes (Heft I—VI) angelangt. Die Reichhaltigkeit dieses Bandes, dessen äußerer Umfang schon dem außerordentlich billigen Preise gegenüber ein höchst überraschendes ist, läßt in der That nichts zu wünschen übrig, derselbe enthält auf mehr als 800 zweispaltigen Großzeilen eine ganz namhafte Folge trefflicher Novellen und Erzählungen, sowie eine noch größere von nobelstiftlichen und ästhetischen Essays, Kultur- und Sittenbildern, Biographien und Charakteristiken, humoristischen Wandererzählungen und daneben eine Fülle herrlicher Bilder, die den anscheinend Text auf das wohlthuendste unterbrechen und künstlerisch heben. Hervorragende Gemälde von Meißner, wie Andrews Adenbach, Adams, Wehlin, Canon, Feuerbach, Ferdinand Keller, Knille, Lenbach, Wlotz, W. Weber und anderen finden sich in vorzüglichem, farbig wirkendem Holzschnitt wiedergegeben und ebenso sind die kleineren Textillustrationen von einem Meißner, vermöge dessen sie das Auge in wohlthuender Weise betrieblen. Ein solcher Abschluß für 4 Mk. — das ist in der That das Edelste, was bis jetzt in Bezug auf Vereinigung von Schönheit, Selbigenheit und Billigkeit geboten worden ist.

Die proportionale Berufs-Klassenwahl. Ein Mittel zur Abwehr der sozialistischen Bewegung von Ludwig v. Strickfeld, Leipzig, Verlag von F. W. Grunow, 1885, gr. 8°. 64 S. Das interessante Schriftchen behandelt die viel umstrittene Frage,

wie der Volkswille bei den politischen Wahlen am besten zum Ausdruck komme, und sei den Politikern jeder Richtung zur Lesart empfohlen.

Der Chronik. Kurzgefaßte Notizen zur Zeitgeschichte, zugleich ein fortlaufendes Supplement zu jedem Monatshefte der „Zeitung“. Herausgeber Dr. Karl Meißner, 3. Heft, 75 Bl. (Weipzig, Verlag von Karl Meißner). Auch das dritte Heft dieses so zweckmäßigen Unternehmens sei der Beachtung unserer Leser bestens empfohlen.

Aus dem Verlage von A. Schack in Berlin liegen uns die nachstehenden Kalender für 1886 vor, welche sich durch praktische Zusammenstellung und eleganten äußeren Aussehen auszeichnen: Für die Damenwelt, elegant ausgestattet, nach dem Kalender der in seinem 12. Jahrgang als „Jahresheft“ erschienen. Die fest gemalten feine Willamaria hat mit „Die Gäste des Bräutlers“ einen inwändig gedruckten Beitrag dazu geliefert. Ein buntes Märclein für Hausfrauen wird den Damen gleichfalls willkommen sein. Ein fotografisches Gemälde trägt zum besonderen Schmuck des in geschmackvollem Einbände mit Goldband und Goldschnitt versehenen Kalenders bei. Ein praktischer Comptorenkalender mit Notizen, ein kleiner Wand- und Taschenkalender sowie ein kleiner Portemonnaiekalender in sauberem Leder einbände mit Goldschnitt und Messingfäden bilden den Schluß dieser Kalenderreihe.

an den flachen Ufern hin. Das Wasser fließt langsam zwischen gabelreichen Sandbänken dahin, das unser Schiff mehr zu kriechen als zu schwimmen schien. Dazu ein trüber Regentag, alle Gegenstände in einen feuchten Dunstmantel gehüllt, ein stetiger kalter Luftzug, der den Reisenden bis auf die Haut erschauern machte, tiefe Stille ringsum. Gleich unsere Reise nicht einem Menschenleben, das aus einem Wechsel trüber Tage und einem Gebrauge von Uebereigen besteht und sich nach einem dünnen herbstlichen Lobergang in ein Wintermärchen endigt?

Wir hatten uns noch nicht weit von Krems entfernt, als ein heftiger Sturm, von flutendem Regen begleitet, losbrach. Unser Schiff wurde mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem linken Ufer getrieben, wo es auf einer Sandbank sitzen blieb. Nach einigen Stunden wurde es indes wieder flott, da das Unwetter aber anhielt, so fand der Schiffer es ratsam, bei einem am rechten Ufer gelegenen Dorfe, Hainenberg mit Namen, anzulegen. Auf dem Schiffe zu bleiben war des Wetters wegen kaum möglich, wir nahmen also Quartier am Lande und fanden es wieder in einer Salachternormung, die wieder voll geschickten und lebenden Schladhtviehs war, und wieder ein Nachtlager, schmutzig und von Myriaden von Insekten bewohnt.

Am folgenden Tage gelangten wir nur bis zu ein paar isoliert stehenden Häusern dieses Chor-Neuburg, einem Städtchen am rechten Donauufer. Das Unwetter tobte fort, die Donau schäumte, der ganze Geflechtskreis war in einen Dunstschleier gehüllt. Es war bereits dunkel als wir anlegten und das Ufer war steil und schlüpfrig und schwer zu erklettern. Des Schiffers großer Hund zog seinen Herrn das steile Ufer hinauf, dieser kam darauf mit einigen Bauern, die mit Stricken versehen waren, zurück, und nun wurden wir einer nach dem andern das Ufer hinauf gezogen. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt und jeder hing seine Kleider am Kaminfuße zum Trocknen auf. Die ganze Gesellschaft befand sich in abnormem Zustande und hatte nichts als ein paar Kartoffelsäcke, sich damit zu decken und darauf zu legen, denn das Lager war der kalte Fußboden der Stube. Dazu gab es

in dieser unbilligen Wohnung nichts als Branntwein und Brod, und dennoch waren die Schiffer noch froh, sie vor Einbruch der Nacht erreicht zu haben.

Am andern Morgen mußten wir auf die nämlliche Weise das Ufer hinauf, wo wir hinauf gekommen waren, d. h. wir wurden an Stricken hinaufgezogen. Sturm und Regen tobten noch immer, und schon um Mittag, nachdem wir nur eine kleine Strecke vorwärts gekommen waren, suchte der Schiffer Schutz hinter einer Landzunge, wo sein Schiff gebozgen war. Wir gingen an's Land und fanden wiederum Herberge bei einem Schlächter. Der Mann hatte Würste gemacht und brachte die verlangte Milch mit entblößen blutigen Armen auf den Tisch, an welchem seine Frau Raubvorn reinigte. Ich zog vor zu hungern, und als es zum Nachtlager kam, fehlte es wieder an Stroh, wir lagen stumm auf dem harten Fußboden. Der abgedante Pfister sammelte die ganze Nacht über Hunger, Kälte und das harte Lager und schmer, daß er in Stunden unter den Wilden mehr Pflege und weniger Ungeziefer gefunden hätte.

Nun war meine Geduld erschöpft, ich verließ am andern Morgen das Schiff und setzte meinen Weg nach Wien zu Fuß fort, erreichte bald Rudersdorf und lagte hier in einem Waidhühner meine Taschen und Papiere untersuchen lassen. In keinem Lande wurden die Reisenden früher aufgehandelt als in Oesterreich. Die Polizeibedienten waren in der Regel roh, ungehebelte Menschen, vor welchen der Reisende wie ein Verbrecher stehen und sich wie ein Räuber von Gerichtsbedienten unteruchen lassen mußte. Eine den besseren Ständen angehörige Frau, die mit ihrer Tochter, einem bescheneiden, artigen Mädchen, Verwandte in Wien besuchen wollte, mußte ihr Kopfzeug und ihre falsche Hautour ablegen und das junge Mädchen mußte unter den zornigen Späßen dieser Burken das Wieder anziehen. Und als man verlangte, sie solle ihre Strumpfbänder lösen, ihre Stimmfalte aber dagegen sich fräute und sie bittende Gezehrre verurteilte, schrien diese klavischen Vollstrecker des Gesetzes: „Wie, was? wollen Sie raunfornen? Der Kaiser hat's befohlen!“ — Endlich war ich in Wien.

**Aus dem Waidleben.**

**Nach dem Tode des Fürkers.**

Weit mehr als Bergmann war der Oberförster Rudorf von dem hohen Erlebten erschüttert. Bereits am dem Orte der That sahe er, ohne die Ursache zu nennen, ein Telegramm an dem Sohne des Ermordeten ab, welches diesen in die Heimath zurückrief. „So schnell als möglich!“ lautete es, und ein flinker Bote wurde damit zur nächsten Station abgehickt. Dann ließ er still und in sich gekehrt neben dem gekprüchten Freunde, der für seine Enttührung nicht Worte genug zu finden vermochte. „Sei froh, daß Du noch lebst!“ Standest ja schon mit auf der Wie!“ tröstete Rudorf und versant wieder in sein schmerz-erfülltes Schweigen, wohl fühlend, daß er durch Fürkers Verlegung vielleicht einem gleich bedrohlichen Schicksale entgegen war. Für so schlecht und nachgiebig hatte er den Menschen doch nicht gehalten, vielmehr die Hoffnung gehabt, daß Fürker, zum Dank für seine großmütige Nachsicht, in anderen Verhältnissen sich ändern und bessern werde. Wohl hegte dieser seit der Stiebtiglichen Gewerksaffäre den bittersten Haß gegen den jungen Friedrich — das lag auf der Hand, daß aber dessen Vater seiner Nachzie verfallen würde, konnte kein Mensch vermuthen.

Rudorfs Herz war bewegt. Er hatte den alten Friedrich zwar heute zum ersten male und nur als Leiche gesehen, — aber er empfand die größte Hochachtung für einen Mann, der einen so vortrefflichen Sohn erzog. Auch Bergmann fand nicht Worte genug, sowohl die forschlichen als auch die Charaktervorzüge des Verlichenen anzuvernehmen.

Als ob eine Niesenhand das graue Himmelsgelb zerrißte, so theilte sich jetzt das nebelige Regengewöl und hie und da blühte schon ein wenig Blau des Himmels durch, zunächst nur, um schnell von den grauen Massen wieder verdeckt zu werden. Doch regnete es nicht mehr als der Wagen vor dem nun herrenlosen Forsthaufe anlangte.

Da stand Hedwig am Fenster, spähen, um in den Wienem

der Rücksehtenden eine tröstende Antwort zu finden, denn das Schlimmste mußten die Kerntzen noch nicht. Dort lag, in die Ecke des Sophas gedrückt, die von der Ungewissheit gekosterte alte Frau, bald hoffend, bald trostlos zu dem Mädchen aufblickend, das ihr so fremd und doch so theilnehmend, wie vom Himmel geendet erschien. Dann erzählte ihr diese vom Sohne, der fern von hier in der Oberförsterei Bachhausen beschäftigt und von ihrem Vater, seinem Vorgesetzten, so hoch geachtet sei — Worte, die ihr Augenblicke die Angst und den Kummer des lebenden Winterberzems milderten.

Dort! ja dort, wo der Weg am Wegweiser von der geraden Linie auf die Straße einbog, dort kam der Wagen daher gefahren. Trauernder Ernst umlagerte die Gesichtszüge der Niesehenden. Sie stiegen aus und Bergmann ging zur Frau Friedrich und erfaßte ihre Hand, um ihr auf vielen Umwegen das graue Gesicht so schonend als möglich mitzutheilen.

Welche Fieber vermochte den Schmerz zu schüden, denn bei dieser Nachricht die Kernte empfand? In der Volkstraß der Gesundheit verließ der Gatte sein Weib — als Leide sollte er zurückkehren — nicht verunglückt, sondern ermordet von einem Menschen, den sie oft als Gast in ihrem Hause freundlich bewirbet, dessen moralische Beförderung der geliebte Mann anzustreben suchte! — Entsetzt! —

Rudorf aber schloß die Tochter in seine Arme, küßte sie auf die Stirn und lispelte liebe, tiefbewegt, die Worte in ihr Ohr: „Mein gutes, mein armes Kind!“

Der Augenblick schweren Unglücks verrieth die Gedanken, die der Vater für die Zukunft seiner Tochter verschwiegen im Herzen trug. Der Eltern Gedächtnis erkannte, früher als die jungen Leute selbst es ahnten, daß ein Keim der garteligen Zuneigung in dem Herzen Hedwigs Wurzel schlage, der im Charakter Friedrichs mit vollster Berechtigung aufsprieße.

Für die bescheidenen Ansprüche der stilligen und wirtschaftlichen Hedwig konnte Friedrichs Lebensstellung kein Hinderniß des Glückes werden, während die ganz anders geartete Vertha weit

